

Nr. 297. Bromberg, den 23. Dezember 1935

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(31. Fortsetzung.)

(Schluß.)

Klopfen an der Tür weckt Gerda am nächsten Morgen aus bleiernem Schlaf.

„Ja?" Sie ruft es mit noch geschlossenen Augen.

„Hier Staniol! Kann ich 'rein?"

Staniol . ..? Wer war Staniol . . .? Was war denn los . . .

Und plötzlich fällt ihr alles ein: wer Staniol ist, und daß Hans Römer unter Mordverdacht im Gefängnis sitzt, und daß Direktor Römer. . . mein Gott, was war da für ein entsetzlicher Tag angebrochen!

„Ja, sofort. Gleich. Ich komme."

Sie wirft den Schlafrock um die Schultern, stürzt zur Tür:

„Kommen Sie 'rein. Setzen Sie sich. Gibt's was Neues?"

„Ob's was Neues gibt! . . . Ich bin doch schon seit Stunden unterwegs: ich habe ein Detektivbureau in Nizza telephonisch mit den Nachforschungen nach der Doppelgestalt Heinrich Römer — Henri René beauftragt! Ich habe einen hiesigen Rechtsanwalt mit der Interessenvertretung Ihres jungen Freundes betraut, damit wir ihn bald aus seinem Quartier herauskriegen! Ich habe einen anderen Anwalt beauftragt, alle infolge der gestrig[illegible] Katastrophe geltend gemachten Schadenersatzansprüche [illegible]enzunehmen! Man muß immer möglichst viele Leute für sich in Bewegung setzen in solchen Fällen — den Interessenkreis vergrößern!"

„Haben Sie vor allem erreicht, daß ich Hans Römer besuchen kann?"

„Nichts zu machen — sie befürchten Verdunkelungsgefahr."

„Was denn nun weiter?"

„Gar nichts weiter. Abwarten, Tee trinken."

„Was denn — die Hände in den Schoß legen? Während Hans . . . während sein Vater . . .?"

„Ja. Abwarten. Den Dingen Zeit lassen, daß sie sich abrollen! . . . In der Absteigebude war ich auch schon. Becker hat man seit gestern früh, nachdem er wie ein Irrsinniger in Ihrem leeren Zimmer getobt, dort nicht mehr gesehen . . . der ist vermutlich heute nacht noch nach seiner Schießerei über die Grenze nach Italien."

Gerda pendelt stundenlang vor dem Polizeigefängnis auf und ab.

Sie sitzt am Nachmittag stundenlang in einem Korbsessel im Hotelvestibül.

Um vier Uhr überreicht ihr der Portier einen Expreßbrief.

Sie reißt ihn auf. Sie liest ihn. Sie stürzt wieder zum Portier:

„Wo ist der Herr Staniol? Herr Staniol? . . . Ich muß ihn sprechen!"

„Im Lesezimmer", antwortet der Portier unfreundlich; der Wirt hatte ihm einen Tanz gemacht, daß er Gäste aufnahm, die das ganze Renommee des Hauses schädigten! Soviel Menschenkenntnis hätte ein Hotelportier zu haben! Dabei hatte doch der Nachtportier die Leute aufgenommen . . .

Gerda läuft ins Lesezimmer:

„Da! Lesen Sie, lesen Sie!"

„Immer mit der Ruhe, mein Kind."

Er holt den Zwicker aus dem Futteral, liest:

Meine Gerda!

Verzeih mir ein letztes Mal! Ich danke Gott, daß mein Schuß den jungen Römer verfehlt hat. Du mußt mir das glauben — es ist meine letzte Bitte an Dich! In einer Stunde geht mein Schiff. Wenn Euch das zu wissen dienlich ist: Direktor Römer fuhr in meinem Zug. Er sah aus wie ein ganz alter Mann und grüßte mich zuerst, als ich auf dem Bahnsteig an ihm vorüberging. Vielleicht hätte ich ihn ansprechen sollen — er schien mir so hilflos, wie er dastand, aber ich brachte es nicht über mich. Vergiß mich, Gerda, damit Du nicht im Bösen an mich zu denken brauchst.

Alfred Becker.

„Der Brief ist gut", sagt Staniol trocken. „Direktor Römer ist also als vollständig gebrochener Mann über Genua nach Berlin gereist! Na, sehen Sie, Kind — alles rollt sich ab!"

Gerda springt auf: „Ich muß Else Römer antelephonieren . . . sie vorbereiten!"

„Tun Sie das. Ich springe inzwischen noch zum Anwalt und überbringe ihm den Beckerschen Brief. Seine Selbstbezichtigung bestätigt Ihre Angabe vor dem Kommissar."

Um sechs Uhr kommt Staniol zurück: Der Anwalt ist mit dem Brief zum Polizeikommissar."

Um sieben meldet der Portier:

„Die Verbindung nach Berlin kann nicht hergestellt werden. Der Teilnehmer wünscht nicht angerufen zu werden!"

Um acht steht Hans Römer plötzlich im Hotelvestibül vor Gerda.

Sie schreit auf: „Hans!"

Er sagt nicht einmal guten Abend.

„Los, Gerda. Melden Sie ein Gespräch an nach Berlin. Else muß mir sofort ein paar tausend Mark schicken. Meine Brieftasche ist mir gestern während der Panik im Zirkus geklaut worden! . . . Ist Vater zu Bett?"

„Geht nicht. Ihr Telephon ist gesperrt!" mischt sich Staniol ein.

Hans Römer mißt den Fremden, den er für den Geschäftsführer des Hotels hält, mit einem verwunderten Blick. Gerda wirft ein:

„Der Herr war so freundlich, mir zu helfen."

„Und Staniol wird auch weiter helfen! Ich weiß doch, mit wem ich's zu tun habe! . . . Ich wohnte 'ne Zeitlang schräg-à-vis von Ihrer Fabrik in der Invalidenstraße. Verflucht hab ich Ihre Sirene jeden Morgen, kann ich Ihnen sagen! Verflucht!" Er holt die Brieftasche heraus: „Mit wieviel ist Ihnen gedient?"

Dante. Ich rufe jetzt die Fabrik an."

„Bei Ihnen arbeiten die Prokuristen noch abends um acht? . . . Machen Sie keine Geschichten. Ich hab schon mehr Geld in Ihre Sache hier gesteckt: die Vorschüsse an die beiden Anwälte und meine ganze Existenz!"

„Nehmen Sie's, Hans. Nehmen Sie's ruhig!" drängt Gerda. „Es ist der Herr, der Ihren Vater an das Berliner Varieté engagiert hat."

Hans Römer beißt sich auf die Lippe — die Demütigungen der letzten Stunden — na! . . .

Er nimmt das Geld aus Staniols Händen. Gerda quittiert unaufgefordert.

Hans Römer verbeugt sich steif: „Ich weiß nicht, wie ich mich Ihnen erkenntlich . . ."

„Lassen Sie, Herr Römer. Staniol hat's noch immer verstanden, sich für seine Dienste bezahlt zu machen. Braucht ja nicht mit Geld sein . . . kann 'ne Empfehlung sein an 'ne anständige Firma. Die Amüsier-Industrie steht mir sowieso schon bis zum Hals . . .!"

„Haben Sie einen Arzt zu Vater geholt, Gerda?" unterbricht Hans Römer ungeduldig. „Wann können wir mit ihm nach Berlin?"

„Er ist schon abgereist . . . allein, Hans. Über Genua!"

„In dem Zustand?! . . . Aber Gerda! . . ."

Staniol greift ein.

„Da gibt's kein „aber Gerda" . . . Fahren Sie so rasch als möglich nach Berlin, junger Mann! . . . Vielleicht werden Sie Ihren alten Herrn in ein Sanatorium schaffen müssen . . . ich bleibe noch einen Tag hier und vertrete Ihre Interessen. Sonst ziehen sie Ihnen das Fell über die Ohren! . . . Ich melde mich dann bei Ihnen in Berlin. Portier!" brüllt er in einem Atem. „Das Gepäck der Herrschaften zum Zuge nach Cannes-Nizza!"

Staniol bringt das junge Paar an den Zug, kauft Zeitungen für Hans Römer, Orangen für Gerda Manz, verstaut selbst das Handgepäck, winkt dem Zug nach. Geht dann zur Bahnpost und gibt ein Telegramm auf nach der Brückenallee:

„Römer und Manz eintreffen morgen Nachtexpreß Berlin. Staniol."

Else Römer liegt auf der Couch und wartet auf Karsten. Er hatte sich für acht zum Essen angesagt, wollte dann nachts mit ihr auf die Bahn fahren, um Gerda und . . . ja — und wen abzuholen? Warum war das Telegramm so entsetzlich unklar? „Römer und Manz" . . .? Römer, Sohn? . . . Römer, Vater? . . . Warum war das Telegramm mit einem Decknamen gezeichnet? „Staniol"! Was sollte das nun wieder bedeuten: Staniol? . . . Karsten hatte es auch nicht verstanden.

Um halb acht bringt der Diener die Abendpost.

„Für wen?" fragt Else.

„Ein Brief für den jungen Herrn. Der andere . . ."

Der Diener stockt, sagt gedämpft: „Für die gnädige Frau."

Tränen schießen Else in die Augen — es gab noch Menschen, die nicht wußten, daß die Mutter unter der Erde lag . . . die noch einen Widerhall von ihr erwarteten auf ihre Gedanken.

„Legen Sie sie drüben auf den Tisch."

Sie sagt es müde, liegt mit geschlossenen Augen, bis Karsten kommt.

Nach dem Essen gehen Karsten und Else Römer in den Garten. Sie strecken sich unter der Terrasse in den Liegestühlen aus, neben den roten Geranienbosketts, die in den sinkenden Abend flammen.

„Es sind die letzten Stunden, die wir so allein miteinander verbringen —", sagt Else.

„Nein", antwortet Karsten. „Es sind nicht die letzten!"

Ein Leuchten liegt in seinem Blick. Auch in ihren Augen ein Glanz. Sie schweigen beide, vergessen beinahe, daß es noch anderes gibt als diese Stunde.

Sie fahren nachts im blauen Wagen zum Anhalter Bahnhof. Karsten umschließt Elses Hand mit festem Druck: „Tapfer sein!"

„Ich habe keine Angst, wenn Sie in meiner Nähe sind, Karsten."

Auf dem Bahnhof küßt Karsten Else die Hand:

„Wir sind einig?"

„Ja . . ."

Der Zug braust heran.

Hans Römer springt aus dem noch einfahrenden Zug, schreit ihnen schon von weitem entgegen, kaum daß er sie entdeckt.

„Ist Vater bei euch?"

„Nein", rufen Karsten und Else wie aus einem Mund.

Hans steht ratlos. Er begrüßt die Schwester nicht. Er begrüßt Karsten nicht. Er hilft nicht einmal Gerda, die allein aus dem Zug klettert: „Ich hätte unten bleiben sollen! . . . Dieser verdammte Staniol mit seinen aufdringlichen Ratschlägen!"

„Ach, das ist ein Mensch: Staniol?"

Gerda steht abseits, weiß nicht, was wird mit ihr . . . Sie reicht Else die Hand, sagt zaghaft: „Ich muß jetzt in die Gartenstraße . . . Ich darf doch morgen nachfragen . . ."

„Träger!" brüllt Hans Römer. Und zu Gerda: „Reden Sie doch keinen Unsinn! Sie kommen natürlich jetzt zu uns, Gerda! Was sollen Sie denn in Ihrer Gartenstraße? . . . Ihre Mutter benachrichtigen wir morgen."

„Aber natürlich", sagt Else. „Unser Fremdenzimmer!"

Hans legt Else die Hand auf die Schulter.

„Von heute ab ist's kein Fremdenzimmer!"

Else versteht. Sie umarmt Gerda.

Sie setzen sich alle vier in den blauen Wagen, der sie zur Brückenallee bringt.

Else streichelt Gerdas Hand:

„Ich freue mich, daß Hans Sie mag!"

Karsten neigt sich zu Hans:

„Ich habe Ihrer Schwester alle Zeitungen ferngehalten."

„Was stand denn drinn?"

„Alles und noch viel mehr."

„In welchen?"

„In allen."

„Mit vollem Namen?"

„Mit vollem Namen?"

Hans Römer vergräbt den Kopf in den Händen.

„Ja", sagt Karsten. „Es ist scheußlich! .. Nicht der Leute wegen, nur weil es ihn so trifft, wenn man ihn kennt."

Dann sitzen sie zu viert auf der Terrasse, im Schein der von einem Pergamentschirm gedeckten Lampe. Die Hortensien stehen wie blaue, leuchtende Bälle gegen das Dunkel draußen. Der Teekessel summt. Es ist eine wundervolle, klare Sommernacht.

Sie wagen es noch immer nicht zu fragen, wagen es nicht zu erzählen.

„Sprechen Sie doch, Hans. Ihre Schwester muß wissen."

Hans Römer erzählt. Er berichtet mit harten Worten, die er hinsetzt wie Steine. Seine Hände verkrampfen sich zu Fäusten bei der Anstrengung, nichts preiszugeben von der eigenen Erschütterung.

In der Stille um sie herum erstehen die Bilder von Grasse zu schauerlicher Phantastik — der Vater im bunten Narrengewand, sein Zusammenbruch, der Schuß, die grausige, vom Orkan begleitete Lach-Symphonie, erwachsen, aus der ungeheuerlichen Suggestionskraft des Vaters — „als er vor mir stand, so ertappt, nur immer schwankte, schwankte, nicht mehr die Kraft fand, sich fortzuwenden, mit den Augen eines getroffenen Tieres —"

Hans Römers Stimme bricht ab. Er geht zur Terrassentür, blickt schweigend in die Nacht.

Else sagt in die Stille:

„Es gibt Dinge, die man sich nicht vorstellen darf . . . sonst wird man verrückt. Unser Vater — Clown! . . ."

„Nein", sagt Gerda. „So ist das nicht . . . Er ist eine Persönlichkeit vor allem! . . . Auch als Clown war er es, bis zu dem Augenblick, wo . . . Ach, es war schrecklich! . . ."

Hans, der noch immer in die Finsternis hinausblickt, sagt tonlos:

„Vielleicht ist der Vater doch in Berlin . . . vielleicht wagt er sich nicht nach Hause . . .? Vielleicht klingelt's jeden Augenblick, und er ist da . . . Ich bin ratlos im Augenblick. Wenn ich ausgeschlafen bin . . . morgen früh . . . Vielleicht fahr' ich noch mal hinunter . . ."

Karsten steht auf:

„Ich darf mich wohl jetzt verabschieden. Wenn Sie mich brauchen, ich stehe selbstverständlich immer zur Verfügung, für Sie und für Ihr Fräulein Schwester."

Else sieht Karsten nach, der durch den Garten geht.

„Du magst ihn, Else?"

„Ja."

Hans sagt:

„Du, die Kleine schläft schon wieder. Bring sie 'rauf

„Ja", antwortet Else. „Lies doch inzwischen den Brief da, der für dich gekommen ist. Ja . . . hinter dir, auf dem Tisch."

— Als Else Römer nach einer halben Stunde wieder auf die Terrasse herunterkommt, nimmt der Bruder die Hand von den Augen, die seltsam glänzen.

Seine Stimme ist belegt:

„Komm mal her, Else . . . Setz dich zu mir. So Lies diesen Brief . . . Er ist von unserem Vater. Und — sei ganz ruhig . . . Nimm alles hin, wie es ist. Und — sage dir, daß es vielleicht am besten ist so — für ihn . . ."

Und sie liest zugleich mit dem Bruder den Brief, den er schon kennt:

Mein lieber Junge!

Versuche es, mich zu verstehen.

Ich weiß, Hans, woher alles kommt in mir, das, was Euch befremdete und die Leute, die mit mir arbeiteten.

Ich verdanke, was ich von mir weiß, einem Arzt — dem größten Seelenarzt wohl unserer Tage. Ich suchte ihn auf. Das ist schon lange her. Ich fragte ihn.

Warum kann ich nicht lachen wie die anderen Menschen alle? . . . Harmlos, fröhlich lachen mit den anderen? . . . Nie kann ich lachen . . . nie konnte ich's . . . nicht als Schulkind . . . nicht in meiner jungen Ehe . . . nur eine Zeitlang . . . als meine Kinder klein waren . . . da tobte und lachte ich mit ihnen am Strand . . . bis meine Frau mich ertappte . . . da haßte ich sie lange und konnte auch mit meinen Kindern nicht mehr lachen — warum ist das so mit mir?

Der große Gelehrte, Hans, für den die Seele keine Geheimnisse hat, hielt mich stundenlang im Banne seiner Fragen . . . er holte Erinnerungen aus mir heraus, die tief vergraben lagen, die zurückführten bis in meine erste Kindheit.

Und er fand die Stunde, die bestimmend wurde für die Tragik meines Lebens —

— ich war vier Jahre alt und spielte im Wohnzimmer unter dem Tisch . . . Da kam meine Mutter herein . . . ihr Gesicht war anders als sonst . . . wie fremd, so daß ich Angst bekam. Sie legte irgend etwas in den Schrank und lachte. Es war so lustig, daß ich einstimmte in dieses Lachen, aber sie hörte nicht wieder auf zu lachen. Da weinte ich vor Angst und kroch hervor. Ich hing mich an ihren Rock. Es hörte nicht auf, dieses schreckliche Lachen . . . ich schrie. Mein Vater stürzte herein und riß mich auf die Arme . . . sie lachte noch immer, blau im Gesicht. Lachte . . . lachte! Bis fremde Männer in weißen Mänteln kamen und sie wegtrugen. Noch auf der Treppe lachte sie, auf der Straße lachte sie. Als man sie in den Wagen hob, lachte sie . . . Nie mehr sah ich die Mutter.

Ich bebte am ganzen Körper, als diese längst in meinem Gedächtnis verblichene Erinnerung, durch Fragen geweckt, in mir erstand.

Der Arzt sagte: „Jene Stunde damals, da Sie vier Jahre alt waren, die hat Ihr Nervensystem so erschüttert, die hat Ihnen die Hemmung gegeben, daß Sie nie mehr lachen konnten!"

Das Bild, Hans, die Erinnerung. verschwamm . . . die Hemmung blieb! . . .

Ob es eine Heilung für mich gäbe, fragte ich den Arzt.

Er riet mir, mich „frei zu lachen", mir außerhalb meines mir verbundenen Kreises die Umgebung zu schaffen, wo mir dies möglich wäre.

Mehr sagte er nicht.

Und ich — ich wurde Clown.

Ich legte meine ganze Kraft in den Willen, mich frei zu lachen. Ich glaubte, daß, wenn andere lachten, die ich nicht kannte, die mich nicht kannten, daß ich dann endlich würde lachen können mit ihnen. Froh, harmlos! . . . Ich glaubte es in jedem Jahr aufs neue. Es lachten Hunderte! Es lachten Tausende, weil ich's befahl! Es lachten Zehntausende um mich herum — ich konnte es nicht! Ich lachte nicht! Die Hemmung blieb, und dazu kam die Angst, die immerwährende, mich Tag und Nacht quälende Angst, entdeckt und bloßgestellt zu werden.

Nun weißt Du, was Du wissen mußt, Hans. Aber ich bin normal. Geistig völlig normal. Das mußt Du mir glauben! Es sind nie Dämmerzustände bei mir gewesen, alles war freier Wille. Alles.

Auch jetzt. Hörst du — auch jetzt!

Laßt mich nicht nach Berlin schaffen — das ist mein letzter Wunsch.

Der „Campo santo" in Genua ist einer der schönsten Friedhöfe der Welt und bietet auch einem Namenlosen die letzte Stätte.

Sei Deiner Schwester immer eine Stütze im Leben!

Gib Mutter den Brief, den ich ihr eben schrieb. Er wird sie beglücken über meinen Tod hinaus.

Dein Vater.

Else weint in den Armen ihres Bruders.

Hans Römer hat mehr verloren als seine Schwester und findet doch noch Worte, sie zu trösten.

„Der Brief an Mutter!" sagt Else, und neues Schluchzen erschüttert ihren Körper.

„Ja —", sagt Hans.

Er nimmt den Brief, knipst sein Feuerzeug an und hält ihn über das Flämmchen. Die Feuerzunge leckt hoch, über den Poststempel von Genua. Der Brief rollt sich zusammen, leuchtet dunkelrot. Erlischt. Und fällt als dunkelgraue Asche in die Kupferschale.

„Nun sind wir allein, wir zwei . . .", sagt Else.

„Nein, Else . . . das sind wir nicht . . . aber wir müssen warten — bis wieder Frühling wird!"

——:: Ende ::——

Deutsche Weihnacht in Sizilien.

Ein Wandererlebnis von **Eugen Kusch.**

Das wollen bei uns daheim die Leute so oft nicht glauben, daß ein südlicher Winter mitunter nichts anderes bedeutet als eine etwas abgeschwächte Ausgabe des unseren. An der durch das Aetna-Massiv geschützten Südostküste Siziliens etwa mag es ja noch angehen, und wenn gelegentlich die Sonne scheint, kann man dort auch wirklich baden, wie hintennach alle schadenfroh erzählen, die um diese Zeit von Taormina zurückkommen. Aber wie sehr sie an regnerischen Tagen gefroren haben, darüber schweigen sie klugerweise. Und wie erst wäre es ihnen in den Bergen ergangen!

Was alle Beteiligten, auch die Einheimischen diesen italienischen Winter so hart empfinden läßt, das ist das Fehlen der traulichen Kachelöfen, an deren Stelle es in jeder Behausung massive, den letzten Rest von Wärme abhaltende Steinfußböden gibt. Und beginnt es zu schneien, so müssen uns jene Henkeltöpfe mit den sacht glühenden Holzkohlen als die Kinderspielzeuge unter den Wärmespendern erscheinen. Männer und Frauen haben sie wie Markttaschen am Arm, wenn sie auf der Straße gehen, und legen sie auch nicht ab, wenn sie die Häuser betreten, so daß einem die Augen tränen vor Kohlendunst. Die Fruttivendola aber, die Fruchtverkäuferin, stellt sich dieses Kohlenkübelchen unter den ausladenden Rock und erzählt von einfältigen Konkurrentinnen, die dabei schon Feuer gefangen haben sollen. Ihr selbst passiert so etwas natürlich niemals . .

Unter solchen Umständen zogen wir am Morgen des 24. Dezember von Enna aus, dem Herzen Siziliens, und waren ein wenig begierig, was uns an diesem Tage alles widerfahren würde. Wir kamen zu Fuß — und zu Auto, wenn uns eines auf der Straße auflas — von Messina her; in Agrigent hatten wir wohl die Freude gehabt, die Griechentempel so erleben zu dürfen, wie Goethe sie uns vorgestellt, dafür aber auch den Kummer, daß von den erwarteten heimatlichen Geldsendungen keine einzige eingetroffen war. Und nun mußten wir für die Dauer des ganzen großen Marsches über die hohen Berge unter einfachsten wirtschaftlichen Voraussetzungen durchhalten — bis Palermo. So lag schon seit einigen Tagen über uns eine gedrückte Stimmung, die wohl an diesem Morgen, der eigentlich das schönste Fest ankündigte, ihren Höhepunkt erreichte . . .

Wir sprachen zuerst überhaupt nichts auf dem Marsche. Gerade so, wie wenn wir uns gestritten hätten. Ein erster Sonnenstrahl brachte dann so etwas wie die Versöhnung. — Der Ausblick weitete sich auf eine im Halbrund ansteigende unwirklich wilde Szenerie. Dazu war nun immer in das Milchgrau der Berge irgendwo ein wanderndes Fleckchen Gold eingestreut. Wenn es für einen Augenblick warm wurde, heulte immer gleich ein toller Windstoß daher und verscheuchte alles wieder.

Gegen Mittag klopften wir an einer einsamen baufälligen Hütte an, die nur von einem guten alten Mann und einem

im Hinblick auf ihn viel zu jung erscheinenden Hund bewohnt wurde. Der Felsboden war hier zu einer Andeutung von Garten aufgekratzt, und das Ganze machte den gleichen über alle Begriffe verlassenen Eindruck wie Einsiedlerhäuser alter Märchen. Der Alte bereitete uns mit zitternden Händen über schwelendem Herdfeuer aus ein paar Eiern, Brot und hartem Schafkäse ein einfaches Mahl, das uns schon um jener liebevollen Gebärde willen, mit der es gereicht wurde, gut mundete. Geld wies er mit einer traurigen Entrüstung zurück, als wenn wir ihn mit dieser Zumutung auf unschöne Art verkannt hätten . . .

Dann liefen wir lange Stunden hindurch die korkzieherhaft gewundenen Wege — bergauf und bergab in schließlich verwirrendem Rhythmus. Irgendwann auf den Abend zu kamen wir an die Station Pirato; wir bissen nun schon die Zähne zusammen, aber wir wollten dennoch weiter. Da riefen uns von einer Kneipe aus ein paar Arbeiter freundlich an, und dieser geringe Anstoß genügte schon, daß wir weich wurden. Kaum hatte uns das gastliche Zimmer, da spürten wir schon, daß es an diesem Tage nicht mehr weitergehen würde. Überdies brachte uns jemand eine große bauchige Flasche selbstgebauten Weines, und den auszuschlagen hätte eine Beleidigung bedeutet.

Wir sitzen also nun ganz unverhofft in diesem öden Nest (vielleicht haben wir heimlich ein besonderes Ereignis erhofft), und unsere Erzählungen malen gegen unsere sonstige Gewohnheit unsere augenblickliche Verfassung in den allerschwärzesten Farben. Die uns zuhören, machen Gesichter wie bestürzte Kinder; sie tuscheln leise miteinander, wie um zu einer festen Meinung über das Gehörte zu kommen.

Es vergeht einige Zeit, dann hupt draußen ein Auto. Das sei der Autobus nach „unserem" Leonforte, und wir sollten nur ruhig einsteigen, denn mit dem Wagenführer wäre vereinbart, daß er uns frei mitnähme. Man hätte auch Unterkunft für uns besorgt. Kaum können wir uns bedanken, da sitzen wir schon mit weinheißen Köpfen im schütternden Wagen; kurz darauf taucht das waghalsig den Berg hinauf gestaffelte Leonforte auf — der Motor singt die höchsten Töne, und seine letzte Kraft droht jeden Augenblick abzureißen. Und dann kommt, so schnell, daß wir es lange nicht fassen können, das Weihnachtswunder — — —

Nach kurzem Weg in die Dunkelheit hinein treten wir in eine Stube, aus der uns Kerzenlicht und Tannengeruch entgegenschlagen, und eine tiefe deutsche Stimme heißt uns willkommen. Es ist eine solch unerwartete Wendung, daß wir zunächst nur schauen können, und wie wir dann wieder sprechen, überhasten wir uns in der Erregung übergroßer Freude. — Dies ist die Lösung: Ein in Staatsdiensten hierher verschlagener Südtiroler wurde zu unserem Gastgeber. Jemand von den Leuten in der Kneipe hatte ihn gekannt, und man war mit jenem Getuschel übereingekommen, daß er sich über unseren Besuch bestimmt freuen würde. Darum hatten sie für die Fahrt zusammengelegt — wir waren ganz beschämt, als wir den wahren Zusammenhang erfuhren.

Es wurde das eigenartigste und vielleicht auch schönste Weihnachtsfest, das wir alle jemals erlebten. Der Lichterbaum war zwar nur eine kleine krumme Pinie, wie wir später sahen, die Bäckereien hatte man alle „alla siciliana" zubereitet. Aber was schadete das schon! Sie hatten für uns den höchsten Gleichnswert. Bis in die späte Nacht saßen wir beisammen, sangen deutsche Christnachtlieder und fanden mit dem Erzählen kein Ende. Am anderen Morgen sind wir in jeder Beziehung gestärkt weitergewandert, aber auch ein wenig kleinlaut über unseren Unmut am Weihnachtsmorgen.



Bunte Chronik



Der Heiratsantrag.

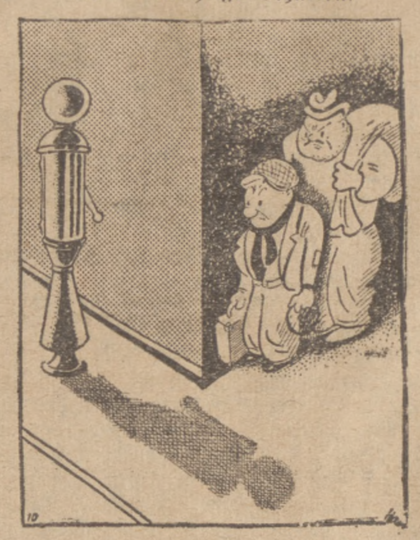
Künstler wählen bisweilen eine absonderliche Form, um der Angebeteten ihre Gefühle zu gestehen. Trotzdem bleibt der Heiratsantrag des großen österreichischen Schauspielers Alexander Girardi der Erwähnung wert. Der berühmte Mime besaß in der Nähe von Ischl ein Landhaus. Und eines Tages pilgerte er mit seiner Leonie von Ischl nach Ebensee. Da sagte er zu der Geliebten, auf sein Haus weisend: „Sehn S', Fräulein Leonie, hier in diesem Haus werden wir einmal mit unseren Kindern wohnen."



Lustige Ecke



Der verdächtige Schatten.



Einbrecher: „Der Schutzmann steht nun schon eine halbe Stunde da ohne sich vom Fleck zu rühren!"

Ritter Ewald und sein Ida.

Eine Moritat.

Im Verlag E. Hauswedell, Hamburg, erscheint soeben unter dem Titel: „Schock schwere Not" eine Sammlung von Moritaten, meist aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diese Lieder und Gedichte wurden von Bänkelsängern auf Märkten und Messen vor einer kraß bemalten Leinwand gesungen und erzählt, mit einem Rohrstock an den Bildtafeln erläutert und danach in Groschendrucken feilgeboten. Wir bringen hier als kennzeichnende Probe die traurige Geschichte vom Ritter Ewald und seiner Ida.

Ritter Ewald und sein Ida
Saßen beide Hand in Hand
In des Gartens tiefster Laube,
Hielten treu der Liebe Band.

Jungfrau, sprach der gute Ritter,
Jungfrau, laßt das Weinen sein!
Wenn der Sommer ist gekommen,
Will ich wieder bei Euch sein.

Ritter Ewald zieht im Felde
Fürs getreue Vaterland,
Und er dachte an sein Ida,
Wenn der Mond am Himmel stand.

Wenn der Sommer war vergangen
Und die letzte Rose brach,
Ritter Ewald zieht nach Hause,
Wo er ihr am letzten sprach.

Doch da fand er eines Grabes
Hügel an der Gartentür,
Und auf Marmor stand geschrieben:
Ida lebt nicht mehr für dir.

Zornig sprach der gute Ritter:
Ist denn das der Liebe Lohn?
Ich, dein Ewald, bin gekommen,
Und du liegst im Grabe schon!

Ritter Ewald zieht ins Kloster,
Wird ganz fromm und panzert ab,
Aber ach! nach vierzehn Wochen
Trugen Mönche ihn ins Grab.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.